

Richard Rottenburg (Halle/Saale)

Code-Wechsel. Ein Versuch zur Umgehung der Frage: Gibt es eine oder viele Wirklichkeiten?

Wenn es in geistes- und sozialwissenschaftlichen Debatten um die primordiale Problematik der Begründungszirkel und der Letztbegründungen geht, wird gegenwärtig häufig mit den Zuschreibungen «Realismus» und «Antirealismus» operiert. Sobald eine Kontroverse diesen Punkt erreicht hat, steckt sie in der Regel bereits in der Sackgasse. In diesem Text möchte ich die Position stark machen, wonach einiges zu gewinnen ist, wenn man der Realismuskontroverse – die eine Wirklichkeit versus viele gleichberechtigte Wirklichkeiten – vorsichtig aus dem Weg geht, um sich der Streitfrage gewissermaßen von hinten zu nähern.

Zunächst kann man auf diesem Weg relativ einfache und beantwortbare Fragen stellen: Unter welchen Umständen wird an *die eine Wirklichkeit* appelliert? Unter welchen Umständen wird betont, dass es *viele Wirklichkeiten* gibt? Wann, wo und von wem wird ein Appell an *die Wirklichkeit* dadurch in Frage gestellt, dass man ihn als Ausdruck der Interessenlage und der Kultur der Appellierenden interpretiert und zu diesem Zweck die «nackte Wirklichkeit» als Zeugin anführt? Vor welchem Hintergrund wird ein Appell an *die Wirklichkeit* umgekehrt dadurch in Frage gestellt, dass man auf die Existenz multipler Realitäten verweist? Und wann wird schließlich ein Beharren auf multiplen Realitäten dem Bereich kultureller Täuschungen zugeschrieben, indem man auf die allen menschlichen Repräsentationen vorgängige Wirklichkeit verweist?

Alle diese Fragen kann man einzeln zufriedenstellend beantworten, doch die Antworten lassen sich auf keinen gemeinsamen Nenner bringen, bzw. sie lassen sich nicht auf sich selbst anwenden. Was für eine Operation bestritten wird, wird im selben Atemzug für die Operation des Infragestellens vorausgesetzt. Was ein Kritiker seiner Gegenpartei nicht zugesteht, muss er selbst für sich in Anspruch nehmen, um überhaupt seine Kritik zu begründen. Die Annäherung an dieses Dilemma «von hinten» soll präzisere Suchfragen ermöglichen, die bessere Aussichten auf fruchtbare Antworten haben. Die Leitfrage lautet: Wenn der Wechsel zwischen den Positionen einen Wechsel des Referenten sowie einen Wechsel zwischen entsprechenden Codes voraussetzt, wie funktioniert dieser Wechsel?

Die Annahme der einen und erreichbaren Wirklichkeit geht mit der Annahme einher, dass es *den* einen Metacode geben muss, in dem sich *die* eine Wirklichkeit unverzerrt abbilden lässt. Die Annahme des Metacodes bedeutet wiederum, dass alle übrigen vorfindbaren Codes Kulturcodes sein müssen. Ohne die Unterscheidung zwischen dem einen universellen Metacode und den vielen partikularen Kulturcodes wäre die Annahme der einen Realität nicht aufrecht zu erhalten, denn unterschiedliche Kulturcodes entwerfen unterschiedliche Realitäten. Wer nun aber umgekehrt an der Behauptung multipler Realitäten festhält, ist selbst wieder darauf angewiesen, auf den einen Metacode zu rekurrieren, der die Behauptung der vielen Realitäten überhaupt erst ermöglicht. Damit ist die Aussage also wieder unterlaufen. Folgt daraus, dass es die eine Wirklichkeit geben muss?

Mein Vorschlag besteht darin, statt nun dieses Paradox auflösen zu wollen oder sich durch es lähmen zu lassen, lieber zu untersuchen, wie und unter welchen Umständen der Wechsel zwischen Metacode und Kulturcode praktisch vollzogen wird. Auf diese Tour gewinnt man zwar keine Antwort auf die Frage nach der einen Wirklichkeit, aber vielleicht eine Antwort auf die Frage, weshalb man die Annahme der einen Wirklichkeit nicht bestreiten kann, ohne selbst auf diese zurückzugreifen.

1. Die Ausgangsfrage und ihre Aporie

Auch wenn es in der Hitze der Gefechte um Objektivität hin und wieder anders aussehen mag, stimmen die streitenden Parteien im Grunde doch überein, dass wissenschaftliche Aussagen überprüfbar sein müssen. Auch diejenigen Wissenschaftler, die gerne betonen, dass sie lediglich eine neue, nicht aber eine objektivere Sicht der Dinge anbieten, halten sich selbstverständlich an das Gebot der Übereinstimmung ihrer Aussagen mit einer Wirklichkeit, um ihre Zuhörer zu überzeugen. Und gerade wenn sie dann gleichzeitig behaupten, dass eine korrespondenztheoretische Wahrheitsprüfung prinzipiell unmöglich sei, müssen sie zur Begründung eben dieser Behauptung erst recht auf externe Referenten verweisen – nämlich auf korrespondenztheoretische Wahrheitsprüfungen als Beobachtungsgegenstände –, denen sie gerecht werden möchten. Sie verschieben den externen Referenten ihrer Aussagen lediglich auf eine andere Ebene, können ihn aber nicht wirklich loswerden. Am Ende müssen sie

auf das zurückgreifen, was sie mit der Behauptung gerade bestreiten.¹

Man kann auch sagen: Um den *Code der Repräsentation* von Wirklichkeit zu kritisieren und ihm einen *Code der performativen Hervorbringung* von Wirklichkeit entgegen zu halten, muss man erst recht auf den Code der Repräsentation zurückgreifen. Wenn diese Feststellung zutrifft, dann kann es in den Auseinandersetzungen um Objektivität eigentlich nicht um die Frage der besseren Alternative gehen – Realismus oder Sozialkonstruktivismus, Repräsentation oder Performanz –, denn anscheinend handelt es sich gar nicht um Alternativen, sondern eher um verschiedene Perspektiven.

Bei genauerem Hinsehen lässt sich zudem noch feststellen, dass die Überprüfbarkeit einer Aussage als Repräsentation einer Wirklichkeit verschiedene Aspekte betrifft bzw. verschiedene Voraussetzungen hat, die historisch und kulturell variieren und sich nicht ohne weiteres unter einen Hut bringen lassen.² Allein schon von daher erscheint die Gegenüberstellung von Repräsentation und Performanz hilflos.

Damit es überhaupt zu einem Ruf nach Überprüfung kommt, muss eine Aussage zunächst als Aussage erkannt werden, d.h. sie muss mitteilbar sein. Ihre Mitteilbarkeit macht eine Aussage von einem Code abhängig, der seine eigenen Regeln hat. Diese Regeln setzen einer Aussage Bedingungen, die unabhängig von dem Referenten der Aussage sind. Gewissermaßen umgekehrt muss eine kommunizierbare Aussage im logisch nächsten Schritt durch ihre mangelnde Plausibilität, durch ihre fehlende Einsichtigkeit auffallen. Sie muss aus der Reihe der Aussagen, die aufgrund ihrer selbstverständlichen Evidenz unhinterfragt durchgehen, hervorstechen und irritieren; andernfalls käme der Ruf nach Überprüfung gar nicht erst auf.

Diese beiden soziokulturellen Voraussetzungen der Überprüfbarkeit einer Aussage – nämlich deren *Mitteilbarkeit* und deren *Evidenz* – sind ihrerseits voraussetzungsvoll. Die um die Gültigkeit einer Aussage streitenden Parteien müssen zumindest in jenen Bereichen der Epistemologie übereinstimmen, die für den Streit relevant sind. Andernfalls könnten sie sich auf gar keinen Disput einlassen, weil sich ihre Argumente gar nicht treffen würden. Sie müssen zudem die ontologische Überzeugung teilen, dass ihre gegeneinander gehaltenen Vorstellungen sich auf ein und denselben Gegenstand beziehen, den sie zumindest prinzipiell für erreichbar halten.

Man kann also festhalten: Wenn zwei oder mehr Parteien um Problem- und

¹ Luhmann 1991; Fish 1989, S. 437-467, besonders S. 467

² Daston 2001

Lösungsdefinitionen streiten, müssen sie sich auf Aussagen verständigen und beschränken, die sie gemeinsam überprüfen können. Das bedeutet, dass sie sich unter Vorbehalt auf Wahrheitskriterien und Realitätsdefinitionen einigen müssen, die sie für den Zweck und die Dauer ihrer Kooperation im Prinzip gelten lassen. Auf dieser elementaren ontologischen und epistemologischen Grundlage entfalten sich allerdings zwei auseinander laufende Richtungen.

Die eine Richtung – die der *Repräsentation* – setzt auf eine bestimmte Art der *begrenzten* Skepsis. Hier wird der Streit um die Gültigkeit von Aussagen darauf eingeschränkt, verschiedene Repräsentationen einer einzigen, fraglos gegebenen äußeren Wirklichkeit gegeneinander zu halten. Unter diesen Voraussetzungen besteht Aussicht, früher oder später zu einer zufriedenstellenden Lösung zu kommen. Man muss nur eben solange suchen, bis man der Wirklichkeit dazu verhelfen konnte, sich endlich selbst zu Wort zu melden, um das Argument abzuschließen. Dann muss man trotz alledem noch skeptisch bleiben und damit rechnen, dass diese Wortmeldung vielleicht doch weniger der Wirklichkeit zuzuschreiben ist als ihrem Fürsprecher – bzw. seinem Paradigma mit einem dazugehörigen Code –, der etwas performativ hervorgebracht hat, was es unabhängig von seiner Fürsprache so gar nicht gibt. Schließlich darf man trotz dieser skeptischen Vorsicht die Hoffnung nicht aufgeben, dass sich am Ende die Wahrheit durchsetzen wird.

Diese Position beruht letztendlich auf der Überzeugung, dass Aussagen dann wissenschaftlich gültig sind, wenn sie vollkommen frei von allen Einflüssen sind, welche die Sprecher und ihre Kontexte auf die Aussage haben. In diesem Sinn besteht das moderne Wissenschaftsideal in einer aperspektivischen Objektivität, die als «Blick von nirgendwo» die nackte Wahrheit erfasst. Robert Merton hat 1945 die soziologische Einbettung dieser Überzeugung folgendermaßen beschrieben:³

„Mit der Zunahme gesellschaftlicher Konflikte erweitern sich die Unterschiede zwischen den Werten, Einstellungen und Denkweisen der verschiedenen Gruppen bis zu dem Punkt, wo die diesen Gruppen zuvor gemeinsame Orientierung von unvereinbaren Gegensätzen überschattet wird. Es entwickeln sich dann nicht nur voneinander getrennte Sprach- und Gedankenwelten, sondern die Existenz jeder dieser Welten stellt die Gültigkeit und Daseinsberechtigung der anderen in

Frage. Die Koexistenz solcher konfligierenden Perspektiven und Deutungen innerhalb einer Gesellschaft führt zu einem aktiven Misstrauen zwischen den verschiedenen Gruppen. Vor dem Hintergrund solchen Misstrauens fragt man nicht mehr nach dem Gehalt von Überzeugungen und Behauptungen, wenn man bestimmen will, ob sie gültig sind oder nicht, man unterzieht die Behauptungen nicht mehr einer Prüfung am jeweiligen Gegenstand, sondern bringt eine völlig neue Frage ins Spiel: Wie kommt es, dass solche Anschauungen vertreten werden?“ (ebd., S. 218f.)

Zur Beantwortung dieser Frage ist allein die Wissenschaft autorisiert. Sie entzieht sich dem generalisierten Misstrauen dadurch, dass sie eine aperspektivische Objektivität für sich in Anspruch nimmt. Diese Autorität kann sie nur solange aufrecht erhalten, wie sie die Fähigkeit zur aperspektivischen Objektivität allen anderen Parteien abspricht, denn sonst wäre man wieder beim Ausgangsproblem gelandet.

Die andere Richtung – die der *Performanz* – kann sich mit der Einschränkung der Skepsis und mit der Annahme der Möglichkeit einer aperspektivischen Objektivität nicht abfinden. Sie entfaltet statt dessen eine *unbegrenzte* Skepsis. In dem oben zitierten Text hat Merton einen Vorgeschmack davon gegeben, was passiert, wenn sich die aperspektivische Objektivität in einer selbstreflexiven Wende gegen sich selbst richtet:

„Gemeinsam ist all diesen Analysemodellen, dass sie den ‘Nennwert’ von Aussagen, Überzeugungen und Ideensystemen herabsetzen, indem sie sie in einem neuen Kontext, der ihre ‘wahre Bedeutung’ sichtbar macht, untersuchen. Aussagen, die man normalerweise auf ihren manifesten Inhalt hin betrachtet, werden ... entlarvt, indem dieser Inhalt in einen Zusammenhang mit bestimmten Eigenschaften des Sprechers oder der Gesellschaft, in der er lebt, gebracht wird. Der professionelle Bilderstürmer, der Enthüllungsfachmann, der Ideologiekritiker und ihre jeweiligen Gedankensysteme gedeihen in einer Gesellschaft, in der große Gruppen von Menschen den gemeinsamen Werten bereits entfremdet sind und in der die Aufspaltung in verschiedene Sprach- und Gedankenwelten gegenseitiges Misstrauen zur Folge hat.“ (ebd., S. 220)

³ Merton 1945/1985

Sobald die professionellen Bilderstürmer und Enthüllungsfachleute – also Leute vom Schlag Mertons – in das von Merton beschriebene generalisierte Misstrauen hereingezogen werden und damit die Behauptung einer aperspektivischen Objektivität selbst zweifelhaft erscheint, wird die Sache offenbar abgründig.

Merton hat es verstanden und konnte es sich noch leisten, den Abgrund uneingeschränkter Skepsis dadurch zu vermeiden, dass er seine eigenen wissenschaftlichen Enthüllungen ganz selbstverständlich in der Rhetorik aperspektivischer Objektivität verfasste, obschon er deren gesellschaftliche Herkunft kannte. Dagegen vertreten andere und teils neuere Anhänger der generalisierten Skepsis folgende Auffassung: Damit ein Diskurs das Attribut «wissenschaftlich» verdient, darf er das, was er erklären möchte – sei es Gott oder die Wirklichkeit –, nicht schon als gegeben voraussetzen. Aus Sicht dieser Agnostiker sind die «Realisten» unter den Wissenschaftlern keine Wissenschaftler, weil sie – analog den Gottgläubigen – die Existenz dessen, was sie erklären wollen, voraussetzen und sich demnach in tautologischen Schleifen bewegen.⁴

Man kann diesen Punkt auch so formulieren: Die eine der beiden skizzierten Richtungen, die begrenzt skeptische Sozial- und Kulturwissenschaft, die sich auf aperspektivische Objektivität beruft, ist eine Wissenschaft des «Irrtums». Sie «klärt» uns darüber auf, wie die Weltentwürfe von Menschen soziokulturell beeinflusst und aus diesem Grund fehlerhaft sind. Die größten Beiträge Mertons – etwa die Theorie der selbsterfüllenden Prophetie – liegen auf dieser Ebene. Dagegen ist die andere der beiden Richtungen, der uneingeschränkt skeptische, «agnostische» Sozialkonstruktionismus, insofern eine Wissenschaft der «Wahrheit», als er sich bevorzugt mit solchem Wissen beschäftigt, das nicht nur nach populärem Verständnis für gültig gehalten wird, sondern auch nach dem aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisstand.

Der Sozialkonstruktionismus geht davon aus, dass eine objektive Erkenntnis von Wirklichkeit – im Sinn einer Interpretation und Bearbeitung von Realität, die allein in der Sache begründet und keinerlei Beeinflussung durch die Instrumente der Beobachtung und Bearbeitung ausgesetzt ist –, prinzipiell unmöglich sei. Ein solches Ideal erscheint dem Sozialkonstruktionismus auch nicht als Horizont erstrebenswert, auf den man zuläuft, ohne jemals dort anzukommen. Unter diesen Voraussetzungen erscheint weniger der mehr oder weniger offenkundige «Irrtum» erklärungsbedürftig, sondern eher das, was die

modernen Menschen mit Hilfe ihrer Wissenschaften als die «Wahrheit» hervorbringen. Die Aufmerksamkeit weitet sich von den üblichen Verdächtigten der Moderne – das sind die Verlierer der Moderne und die Normverletzer –, auf die zentralen Institutionen der Moderne aus, die die Normen setzen.

Die so skizzierte Erweiterung des wissenssoziologischen Anspruchs beruht auf einem *Symmetrieprinzip*. Solange es beispielsweise um die Analyse von Fetischen geht, käme niemand auf die Idee, den Fetischcharakter eines Dings aus der essentiellen Natur des Dings abzuleiten. Das Symmetrieprinzip fordert nun, Fetische und Fakten gleich zu behandeln. So wie nämlich der Fetischcharakter eines Dings nicht einfach im Ding steckt, ergibt sich auch die Faktizität einer Sache nicht allein aus der Sache. Wenn man also – um ein Schlüsselbeispiel zu wählen – untersucht, wie es sich mit der Vorstellung der Welt als Scheibe verhält, kommt man nicht auf den Gedanken, dass die Welt zur Zeit dieser Vorstellung vielleicht eine Scheibe war. Wenn man aber die Vorstellung der Welt als Kugel untersucht, ist man geneigt zu unterstellen, dass es diese Vorstellung gibt, weil die Welt eben eine Kugelform hat. Inzwischen ist die Welt aber zum «blauen Planeten» geworden, weil sie sich vom Mond so darstellt. Die Ursache dieser Erscheinung wird in der einzigartigen Atmosphäre der Welt gesehen, doch die Atmosphäre ist um Millionen Jahre älter als das Bild des blauen Planeten. Und damit drängt sich die Frage auf, ob die Welt in Zukunft vielleicht noch ganz andere Formen und Eigenschaften erhalten wird, die die Kugelvorgstellung ebenso naiv erscheinen lassen werden, wie heute die Scheibenvorgstellung wirkt.⁵

In diesem spezifischen Sinn ist der neuere Sozialkonstruktionismus eine Wissenschaft der «Wahrheit». Er stellt die ätzende Frage, wie jenes unwahrscheinliche Ergebnis überhaupt möglich ist, dass sich Menschen immer wieder – auch und gerade unter Einbeziehung wissenschaftlicher Wissensproduktion – auf eine Interpretation von Wirklichkeit einigen, die sie für objektiv gegeben halten, obwohl die Geschichte eine gegenteilige Position nahelegt. Bei der Beantwortung dieser Frage – und das ist sein Spezifikum – schließt der Sozialkonstruktionismus in jedem Fall eine Alternative aus: dass sich nämlich die Wirklichkeit selbst zu Wort melden und sich etwas allein schon deshalb durchsetzen könnte, weil es wahr ist. Wahrheit ist aus dieser Perspektive nichts, worauf man sich verlassen kann, sondern etwas, das man mit Mühe hervorbringen und verteidigen muss.

⁴ Bloor 1976/1991

⁵ Sachs 1994

Anhand des Beispiels vom blauen Planeten wird indes auch etwas anderes klar. Während Wolfgang Sachs die Objektivität dessen, was das Bild des blauen Planeten darstellt, einklammert und sich statt dessen auf die soziotechnische Konstruktion des Bildes konzentriert, kommt er nicht darum herum, eine andere Realität als festen Boden seiner Argumentation einzuführen und selbst nicht mehr zu hinterfragen. Damit Sachs die Leser seines Textes *überzeugt*, behandelt er die wissenschafts- und technik-historischen sowie die politischen und militärsoziologischen Entwicklungen, die zur Hervorbringung der Ikone des blauen Planeten geführt haben, als äußere Realität, die er korrekt abbilden möchte.

An diesem Dreh- und Angelpunkt schleicht sich somit die hier thematisierte epistemologische Komplikation ein. Wenn man sich bei den Tatsachen mehr für die Taten als für die Sachen interessiert, wenn man also sozialkonstruktionistisch untersucht, wie die Sachen gemacht werden, kann man deren Faktizität heuristisch einklammern. Auf anderer Ebene ist man indes sofort wieder mit dem gleichen Problem konfrontiert: Die Herstellung von Fakten kann selbst nur als ein Prozess der äußeren Realität aufgefasst werden, um ihn überhaupt beschreiben und analysieren zu können. Sozialkonstruktionistische Analysen kommen nicht darum herum, sich dadurch zu legitimieren, dass sie eine äußere Realität – häufig die wissenschaftliche Herstellung von Fakten – korrekt wiedergeben, so dass sich ihre Darstellungen anhand der Realität – nämlich der Herstellung von Realität – überprüfen lassen. Damit ist das Ausgangsproblem zwar bestehen geblieben, doch man hat es an eine andere Stelle verschoben. Ein wesentlicher Impuls für diese Verschiebung kommt aus der Ethnologie, auch wenn sie das geistige Eigentum daran schon länger an andere abgetreten hat.

2. Die ethnologische Verschiebung der aporetischen Ausgangsfrage

Aufgrund ihrer besonderen Aufgabe behandelt die Ethnologie das hier diskutierte epistemologische Problem als ein empirisches – was zugegebenermaßen zunächst wie eine *contradictio in adjecto* klingt. Die Ethnologie ist seit Beginn des 20ten Jahrhunderts mit der Herausforderung beschäftigt, fremde Kulturen zu analysieren und zu beschreiben, um sie gegenüber dem Vorwurf der Irrationalität zu verteidigen. Ob diese Herausforderung eventuell die Kehrseite der kolonialen Expansion war, die es auf die Konstruktion rationaler Subjekte abgesehen hatte, die man nicht mehr ausrotten, sondern

regieren und ausbeuten wollte, ändert nichts an der Logik des gewählten Rehabilitationsverfahrens vermeintlich irrationaler Wilder.

Als sich die Ethnologie an die Aufgabe machte, fremd und irrational erscheinende Realitätsentwürfe in ihre eigene Sprache zu übertragen und dabei verständlich darzulegen – also: Alienität in Alterität zu transformieren –, setzte sie die fraglichen Realitätsentwürfe in Bezug zu deren soziokulturellen Voraussetzungen. Federführend war in diesem groß angelegten Übersetzungsprojekt die an Émile Durkheim angelehnte britische Sozial-anthropologie. Vor dem Hintergrund der so konstruierten Voraussetzungen erschienen auch noch die rätselhaftesten Praktiken und Vorstellungen insofern plausibel und vernünftig, als sie zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung beitrugen. Diejenigen Menschen aber, die ihre Überzeugungen aus ganz anderen Gründen für vernünftig hielten, wurden durch das gewählte Rehabilitationsverfahren nicht weniger denunziert, als durch den unmittelbaren Vorwurf der Irrationalität und des Aberglaubens.

Das philosophische Begründungsparadox stellt sich der Ethnologie somit als Übersetzungsparadox.⁶ Seit Johann Gottfried Herder hat das Höhlengleichnis in der Ethnologie einen besonderen Austragungsort gefunden. Geht man nämlich (mit Herder) davon aus, dass es auf der einen Seite objektive Berichte über fremde Kulturen gibt, die von keinem kulturell bedingten Bezugsrahmen abhängen, nimmt aber auf der anderen Seite davon unberührt weiterhin (und ebenfalls mit Herder) an, dass alle Kulturen gleichwertig sind, dann steckt man in einer Zwickmühle. Denn woher soll unter den Bedingungen der Gleichwertigkeit der objektive Bericht kommen? Aus welcher Warte lässt sich die Gleichwertigkeit überhaupt feststellen? In welchem Code soll der Bericht von der Gleichwertigkeit verfasst werden? Es lassen sich innerhalb der kulturrelativistischen Ethnologie vier Standpunkte unterscheiden, die bei der Beantwortung dieser Frage eingenommen werden.

(1) Von einem zunächst naheliegen Standpunkt nimmt man an, dass der Relativismus vor der Wissenschaft halt macht. Die Ethnologen können sich dementsprechend außerhalb aller kulturellen Höhlen auf und ab bewegen und in die Höhlen der anderen hineinblicken. Von dort aus beobachten sie, wie die Höhlenbewohner ihre eigenen Schatten für beobachterunabhängige Realitäten halten. Für die Darlegung dieser Beobachtung bedienen sie sich des einen Metacodes, in den sich wiederum alle Höhlensprachen oder Kulturcodes ohne Verlust übersetzen lassen. In einem anderen Vokabular formuliert: Die

⁶ Rottenburg 2002

Ethnologen erklären die Weltbilder und sinnstiftenden Narrative der fremden Kulturen, indem sie aufzeigen, wie sich diese Bilder und Narrative aus den soziokulturellen Gegebenheiten ableiten.

Wenn ethnologische Vertreter dieses Ansatzes in ihren Prologen und Epilogen betonen, dass sie die fremden Weltbilder von «innen» beschreiben, dass sie die Perspektive «von unten» einnehmen, dass es ihnen um die Rehabilitation der fremden Weltbilder gehe, hätte das von Anbeginn stutzig machen sollen. Denn derlei Rehabilitationsversuche laufen notwendigerweise auf folgendes Muster hinaus: «Säße ich in jener Höhle, hielte auch ich meinen Schatten für einen autonomen Agenten». Nun ist aber die Implikation dieses Satzes, dass sich der Sprecher außerhalb jener Höhle positioniert und sich dort draußen alleine wähnt. Diese Art von Rehabilitation wird folglich um den Preis einer radikalen Denunziation erkaufte: Während den Menschen, die mit diesen Bildern und Narrativen leben, unterstellt wird, dass ihnen die Abhängigkeit ihrer Semantik von der Sozialstruktur verschlossen bleibt, durchschaut sie der einsame, randständige Ethnologe. Kultur stellt sich aus dieser Warte als kollektiver Irrtum dar, dem immer die anderen verfallen. Ein besonders mutiger Vertreter dieser Position war Ernest Gellner.⁷

(2) Um die mit dem Übersetzungsparadox einhergehende Denunziation zu vermeiden, versucht man in einer zweiten, radikaleren Version, den Standpunkt eines epistemischen Relativismus einzunehmen (den man dann nicht ganz durchhalten kann). Man geht in diesem Fall davon aus, dass auch die Ethnologie über keinen neutralen Beobachterstandpunkt und keinen Metacode verfügt. Damit sind Aussagen, die ohne einen soziokulturell gesetzten Bezugsrahmen auskommen, grundsätzlich ausgeschlossen. Das heißt, die Höhlenbewohner und ihre ethnologischen Beobachter befinden sich unhintergebar in derselben epistemologischen Situation und verfügen über dieselbe Kompetenz, den illusionären Charakter ihrer Vorstellungen zu reflektieren. Entsprechend fallen die Analysen und Darstellungen hier nicht grundsätzlich anders, sondern nur bescheidener aus: Durch externe Beobachtung sieht man nicht *mehr*, sondern lediglich etwas *anderes* als die Menschen, die «innerhalb» der untersuchten Semantik leben. Für diesen Ansatz steht der Name Clifford Geertz, auch wenn er auf die verstehende Soziologie Max Webers und die Hermeneutik Gadamers zurückgeht.⁸

Ethnographien, die diesen Standpunkt für sich reklamieren, zeichnen sich

⁷ Gellner 1992/1995

⁸ Geertz 1983/1993

insbesondere dadurch aus, dass sie den «native point of view» weniger erklären, als ihm eine Stimme geben wollen. Darüber hinaus wird darauf Wert gelegt, die Heterogenität und Vielstimmigkeit der fremden Kultur nicht der Konsistenz der Darstellung zu opfern. Am Ende lässt dieser Ansatz die Ausgangsfrage allerdings unbeantwortet. Wenn es nämlich nur darauf ankommen soll, dem Fremden die Möglichkeit zu verschaffen, sich mit eigenen Stimmen selbst zu vertreten, scheint es gar kein Problem mit der einen oder den vielen Wirklichkeiten zu geben. Die Herausforderung der Alienität wird so unter der Hand verharmlost, indem die Translation von Alienität in Alterität unsichtbar gemacht wird.

(3) Eine dritte Version geht den denunziatorischen Effekt der Höhlenmetapher konsequenter an. Wie in der zweiten Version wird zum einen vorausgesetzt, dass die Höhlenbewohner und ihre ethnologischen Beobachter sich unhintergebar in derselben epistemologischen Situation befinden und über dieselbe Kompetenz verfügen, den illusionären Charakter ihrer Vorstellungen zu reflektieren. Zum anderen geht die dritte Version aber insbesondere von der Beobachtung aus, dass sich die Höhlenbewohner durchaus umdrehen und in die Höhlen ihrer Beobachter hineinschauen können.

Der Blick auf das Fremde – in die Höhle des anderen – wird unter dieser Annahme hauptsächlich deshalb eingeübt, weil er den Blick des Fremden zurück auf das Eigene zugänglich macht. Der eigentliche Zweck ethnologischer Erkenntnis besteht hier darin, Selbstausslegung im Anderen zu betreiben. Die Gültigkeit einer ethnologischen Darstellung misst sich in dieser dritten Version nicht schon daran, ob sie mit einer fremden Wirklichkeit übereinstimmt, sondern erst daran, ob sie den eigenen Wirklichkeitsentwurf trifft und dezentriert. Übersetzungstheoretisch gesprochen geht es hier darum, die eigene durch die fremde Sprache gewaltig in Bewegung zu bringen, statt ihren historisch zufälligen Stand festzuhalten.⁹

(4) Eine vierte Version lässt die Problemdefinition, wie sie das Höhlengleichnis nahelegt, auch nicht in kritischen Abwandlungen gelten. Wer das Zustandekommen von Wirklichkeitsvorstellungen untersuchen möchte, ist aus dieser Warte gut beraten, die Metapher der Höhle durch die der *Aushandlungszone* zu ersetzen.¹⁰ Die Metapher der Aushandlungszone legt einen andauernden Widerstreit verschiedener Bedeutungs- und Realitäts-

⁹ Kramer 1993

¹⁰ Galison 1997, insbesondere Kapitel 9 «The trading zone: coordinating action and belief», S. 781-844.

entwürfe nahe. Die Akteure sind keine *«cultural dopes»*, sondern verfügen über die Kompetenz, die Erwartungen ihrer Mitmenschen zu antizipieren, deren Erwartungs-Erwartungen zu erkennen und Selbstreflexion zu betreiben. Die Beobachter stehen nicht außerhalb der Aushandlungsprozesse, sondern sind immer – ob sie das wünschen oder nicht – in die Aushandlungen verstrickt. Ihre Darstellungen und Analysen sind niemals neutral und harmlos, sie wirken stets zurück und sind selbst das Ergebnis von Aushandlungsprozessen, die immer durchmacht sind.

Aus der Reihe der unterschiedlichen *Zonen*, die man aus dieser Warte gewinnbringend untersuchen kann, sind zunächst solche aufschlussreich, die man vorläufig als *«homogene Zonen»* oder *«kühle Zonen»* bezeichnen kann. Das sind Zonen, wo das meiste anscheinend reibungslos abläuft und kaum noch etwas ausgehandelt werden braucht, weil selten jemand die selbstverständlich gegebenen Spielregeln und Grundannahmen in Frage stellt. Dem kulturell Fremden sind im Regelfall manche der impliziten, fraglos gegebenen Regeln und Grundannahmen indes unvertraut und sein Verhalten wird leicht zu einem Garfinkelschen *«breaching experiment»*. Auf diese Weise können professionell Fremde Spielregeln und damit verbundene Spannungen und Differenzen ans Licht holen, die von den unmittelbar beteiligten Akteuren tunlichst unter der Oberfläche gehalten werden, um die Abläufe nicht zu stören. Im selben Atemzug wird den fremden Beobachtern erst bewusst, welches ihre eigenen Grundannahmen sind, deren Kontingenz sie nunmehr erkennen.

Umgekehrt sind auch *«heterogene Zonen»* oder *«heiße Zonen»* aufschlussreich, wo unterschiedliche Arten des Orientierungswissens zusammenreffen oder krisenbedingt grundlegende Differenzen offen ausgetragen werden, um Kooperationen auf den Weg zu bringen, die man trotz Differenzen notwendig oder erstrebenswert findet. Eine Verständigung über die genaue Art der Krisenbewältigung oder der angestrebten Kooperation kann nur zustande kommen, wenn man sich vorher auf Evidenzverfahren geeinigt hat, um so die Auseinandersetzung über die Kooperation überhaupt erst führen zu können. Professionell fremde Teilnehmer können in diesem Fall vorhandene Gemeinsamkeiten ans Licht holen, die von den Akteuren bisweilen versteckt gehalten werden, weil ihnen die Hervorhebung von Differenzen strategische Vorteile bringen kann.

Nun setzen aber die Einigung auf Evidenzverfahren und sogar die verständige Beteiligung eines fremden Beobachters schon ein Minimum an Gemeinsamkeiten auf der Ebene der Mittelbarkeit voraus. Das bedeutet, dass

man über den vierten ethnologischen Zugang das Begründungs- und Übersetzungsparadox auch nicht losgeworden ist. Auch in einer Aushandlungszone muss das, was man erreichen will, im Ansatz immer schon da sein, damit man überhaupt anfangen kann. Allerdings hat eine so verfahrenende Ethnologie ihr eigenes Paradox in ihrem Gegenstand ausgemacht, wo sie nun untersuchen kann, wie andere damit umgehen. Dabei folgt sie der zentralen Suchfrage, wie man sich in heterogenen Zonen auf Evidenzverfahren einigt.

Die vier ethnologischen Herangehensweisen, die ich soweit skizziert habe, sind in Wirklichkeit nicht so eindeutig voneinander abgegrenzt. Es handelt sich eher um Hervorhebungen und Prioritäten, welche die verschiedenen Autoren, Epochen und Schulen setzen, ohne jemals ganz auf die übrigen Herangehensweisen zu verzichten. Zudem ist es möglich, die Arbeit der Ethnologie nach anderen Gesichtspunkten zu ordnen und die Familienähnlichkeiten der Ansätze anders zu bündeln. Die hier vor-genommene Anordnung hat den Zweck, die einleitend aufgeworfene Problematik neu zu entfalten: Ist es möglich und angeraten, der Kontroverse über die eine oder die vielen Wirklichkeiten aus dem Weg zu gehen und statt dessen den Wechsel zwischen Metacode und Kulturcode bzw. zwischen Code der Repräsentation und Code der Performanz zu untersuchen? Im dritten und letzten Abschnitt möchte ich die Überlegung anhand empirischer Beobachtungen fundieren.

3. Aushandlungszonen

Um sich dem zu nähern, was in heterogenen Aushandlungszonen stattfindet, kann man zunächst von der Metapher *«Markt»* als Denkbild ausgehen. Für das erfolgreiche Zustandekommen von Tauschvorgängen kommt es erstens darauf an, einen Maßstab für Vergleichbarkeit zu finden. Dafür ist zweitens wichtig, solche Aspekte einzuklammern, die störende Komplikationen bei der Vergleichbarkeit nach sich ziehen könnten. Das Kommunikationsideal des Marktes ist die Minimierung von Faktoren und Informationen auf das unbedingt Notwendige (oder umgekehrt formuliert: die Maximierung von Externalitäten, die man tunlichst aus dem Tauschgeschäft heraushalten möchte).¹¹ Der Extremfall dieser Minimierungsstrategie ist in dem gegeben, was man in der Ethnologie den stummen Tausch nennt. Nachdem eine Partei ihre Güter (etwa Salz) an einem Ort abgelegt und sich wieder zurückgezogen

¹¹ Rottenburg 2000

hat, kommt die andere Partei und legt so viel von ihren Gütern (etwa Korn) daneben, wie sie es für angemessen hält, um sich dann ihrerseits zurückzuziehen. Die erste Partei holt dann die Tauschgüter ab, sofern sie mit dem Äquivalent einverstanden ist; andernfalls lässt sie sie liegen, so dass die zweite Partei etwas hinzufügen kann. Wenn das gelingt, kann sich der Tausch in Zukunft wiederholen, sonst wird er abgebrochen.

In Aushandlungszonen, wo es nicht um Gütertausch, sondern um Kooperation unter Bedingungen der Heterogenität geht, wirkt derselbe Mechanismus in diversen komplexeren Varianten. Ein besonders treffendes Beispiel kommt aus der Welt der Entwicklungszusammenarbeit. Hier wurde unter explizitem Verweis auf die Problematik der Heterogenität der Vorstellungen, die in die Verhandlungen einfließen, eine sogenannte «Zielorientierte Projektplanung» (Zopp) als Verhandlungstechnik eingeführt. Zwei Bilder sollen hier helfen, die Argumentation knapp und nachvollziehbar zu halten. Auf dem ersten Foto (Abbildung 1) sieht man eine Gruppe von Verwaltern, Ingenieuren, Betriebswirten und Finanzexperten, die im Jahr 1996 in einer tansanischen Stadt «zoppen», um die Voraussetzungen, Ziele und Vorgehensweisen eines Entwicklungsprojektes festzulegen. Im Hintergrund sieht man eine Notiztafel, auf der bunte, beschriebene Zettel unterschiedlicher Formen haften. Auf dem zweiten Foto (Abbildung 2) sieht man zwei Wasseringenieure, einen Unternehmensberater und einen Ethnologen. In der Mitte steht ein Notebook, auf dem gerade die Tabellenkalkulation Excel von Microsoft läuft.

Abbildung 1

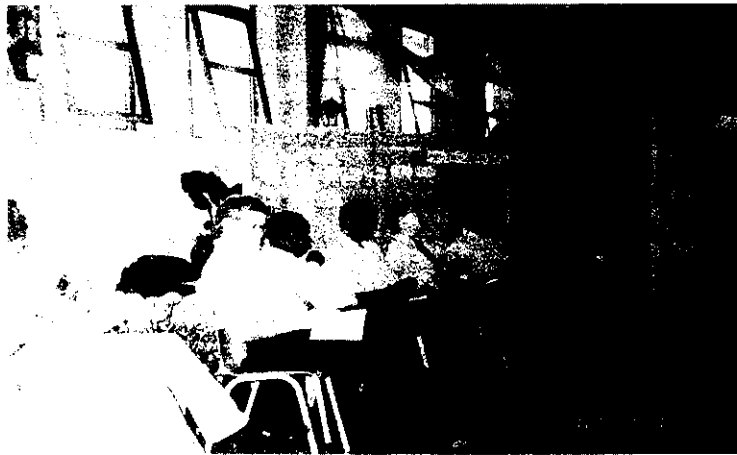


Abbildung 2



Damit in solchen Situationen verhandelt werden kann, klammert man alle Faktoren und Informationen, die nicht unbedingt notwendig sind und infolgedessen stören könnten, möglichst ein. Diejenigen Informationen aber, anhand derer man verhandelt, präsentiert man in einer *standardisierten* Form, auf die man sich schon vorher geeinigt haben muss. Meine These besteht nun darin, dass hier insbesondere Letztbegründungen für die Wahrheit von Aussagen bzw. für die Unterscheidung von Fiktion und Wirklichkeit eingeklammert und durch *formale Evidenzverfahren* ersetzt werden.¹² Auf diese Weise wird ein pragmatisches Weitermachen im Hinblick auf eine konkrete Kooperation ermöglicht. Das heißt, dass alle Äußerungen, die im Rahmen der Aushandlung gemacht werden, im ganzen als wirklichkeitsbezogen anerkannt werden. Dies ist insofern unerlässlich, als der Anspruch einer Aussage, in der *Sache* begründet zu sein, niemals prinzipiell angezweifelt werden kann, ohne der Aushandlung den notwendigen Boden zu entziehen. Erst auf der Grundlage dieser provisorischen Konstruktion kann über einzelne Irrtümer und Täuschungsmanöver überhaupt gestritten werden, um zu einer Einigung im Hinblick auf die angestrebte Kooperation zu kommen.

Zu diesem Zweck braucht man in erster Linie einen *Metacode*, der für sich in Anspruch nimmt, jenseits der diversen partikularen Kulturcodes zu stehen und

¹² Porter 1992; ders. 1995

unmittelbar mit der äußeren Wirklichkeit verbunden zu sein. Analog der Handelssprache der Märkte muss dieser Metacode alle unbedingt notwendigen Informationen übermitteln und alle überflüssigen und störenden Wissensbestände zum Verschwinden bringen.

Die pragmatische und provisorische Einigung auf den einen Metacode verschiebt die Aufmerksamkeit von der Frage der korrespondenztheoretischen Gültigkeit einzelner Aussagen, die sich gegenüber einer externen Realität zu bewähren hätten, auf die Frage der Anschlussfähigkeit der Aussagen untereinander. Das Problem *externer Referenz* wird somit zugunsten des Problems *transversaler Referenz* in den Hintergrund verschoben. In einer anderen Sprache formuliert: Das *Verfahren* bekommt Priorität gegenüber der *Sache*, um die es geht. Damit diese Verschiebung funktionieren und ihre Wirkung erzielen kann, müssen die Akteure zumindest für die Dauer der Aushandlung davon absehen, die Bevorzugung der transversalen gegenüber der externen Referenz zu thematisieren. Es wird also unter der Prämisse verhandelt, dass der Metacode deshalb gilt, weil er eben in der äußeren Wirklichkeit verankert ist und folglich alle partikularen Bezugsrahmen transzendiert. Die Invisibilisierung der tatsächlichen Abhängigkeit des Metacodes vom Bezugsrahmen der Aushandlungszone und den dort geltenden Verfahrensregeln ist eine Bedingung der Möglichkeit, dass überhaupt ergebnisbezogen verhandelt werden kann. Andernfalls könnte man in unendlicher Abfolge immer wieder nur feststellen, dass sich die zur Debatte stehende Angelegenheit je nach Bezugsrahmen jeweils etwas anders darstellt.

Gerichtliche Aushandlungsprozesse lassen diesen allgemeinen Tatbestand besonders deutlich hervortreten: Man streitet vor Gericht zwar um die Wahrheit, doch bei der Austragung des Streits müssen vorher festgelegte Argumentationsmuster befolgt werden, um überhaupt geordnet streiten zu können. Oft fängt das schon mit der Anklage an: Wenn sich der strittige Tatbestand rechtlich nicht gut verfolgen lässt, zielt die Anklage auf einen Nebenaspekt ab, der nach Common Sense von der Sache ablenkt. Beim Überprüfen der Beweismittel geht es analog weiter: Nicht der unmittelbare Wahrheitsgehalt steht im Fordergrund, sondern formale Kriterien der Gültigkeitsbestimmung von Beweismitteln.

Mein Argument lässt sich anhand eines Vierfelderschemas verdeutlichen, das ich der Arbeit von Mary Douglas und Aaron Wildavsky entnehme, ihm aber eine andere Deutung gebe:¹³

		WISSEN	
		<i>sicher</i>	<i>unsicher</i>
KONSENS ÜBER ZIELE UND MITTEL	<i>erreicht</i>	<i>Problem:</i> technischer Art 4 <i>Lösung:</i> kalkulierte Intervention	<i>Problem:</i> Information 2 <i>Lösung:</i> Forschung
	<i>fraglich</i>	<i>Problem:</i> Uneinigkeit 3 <i>Lösung:</i> Aushandlung	<i>Problem:</i> Wissen, Konsens 1 <i>Lösung:</i> ins 2. Feld gehen

Das erste Foto zeigt eine Zopp-Runde, die entsprechend der Argumentation von Douglas und Wildavsky im 3. Feld liegt, wo das Wissen über die gegebene Situation als gesichert gilt (in der ersten Spalte), die Ziele und Mittel indes fraglich sind (in der zweiten Zeile). Man arbeitet innerhalb des 3. Feldes also auf dem festen Boden einer Realität, den man verlassen würde, ginge man ins 2. oder gar ins 1. Feld zurück, wo das Wissen über diese Realität noch strittig ist.

Um diesem Argument zu folgen, muss man rechts unten im 1. Feld des Schemas anfangen, wo das Wissen noch unsicher und der Konsens über die Ziele fraglich ist. Man steht hier im 1. Feld vor dem Problem, noch nicht genau zu wissen, in welcher Situation man eigentlich steckt, worauf man unter den gegebenen Umständen im Einzelnen hinaus will, was überhaupt erreicht werden kann, welches eventuell mitbetroffene Parteien sind, wer legitim in deren Namen sprechen darf, wie diese anderen Parteien die Dinge überhaupt sehen und was sie wollen. Man steht sogar vor dem Problem, noch nicht einmal genau zu wissen, wie man das notwendige Wissen für diese Klärungen verbessern kann.

¹³ Douglas 1982

Nur die wenigsten Verhandlungen fangen im 1. Feld an, denn meistens gelten die grundlegenden Fragen bereits als geklärt bzw. man tut so, als seien sie geklärt. Das Vierfelderschema repräsentiert keine notwendige Reihenfolge, sondern ein Iterationsverfahren, bei dem man in jedem beliebigen Feld anfangen kann. Sobald sich aber Probleme einstellen, setzt ein Suchverfahren ein, das sich idealtypisch in vier Schritte gliedern lässt, die man wiederholt durchlaufen kann.

Damit eine Aushandlung des 1. Feldes die Chance hat, sich von der Klärung der elementarsten Fragen in Richtung auf eine angestrebte Kooperation zu bewegen, muss zunächst das Wissen über die Situation und die beteiligten Parteien mit ihren Interessen sowie das Wissen über die diversen Probleme und die möglichen Lösungswege verbessert und objektiviert werden. In die Visualisierung von Douglas und Wildavsky übertragen bedeutet dies, dass sich die zusammengekommenen Akteure gemeinsam in das 2. *Feld* bewegen. Aus der gewählten Perspektive lässt sich im 2. Feld nämlich dadurch Konsens erzielen, dass man aperspektivisch objektive Fakten findet, welche die richtige Entscheidung herbeiführen helfen.

Damit die Akteure nun aber zu einer konkreten Kooperation kommen können, müssen sie sich als nächstes ins 3. *Feld* bewegen. Hier ist der Konsens dann allerdings wieder fraglich, weil gesichertes wissenschaftliches Wissen keine evaluativen und schon gar keine präskriptiven Aussagen zur Folge hat. Nach Douglas und Wildavsky ergeben sich aus der objektiven Beschreibung eines Sachverhalts noch keine eindeutigen Handlungsanleitungen. Im 3. Feld geht es folglich darum, unter Bedingungen objektiven Wissens nun auch evaluative Einigkeit darüber herzustellen, wohin man genau gelangen will und welchen Weg man am besten einschlagen sollte. Die Zopp-Runde auf dem ersten Foto ist gerade dabei, sich über die angemessene Organisationsform städtischer Wasserversorgung zu einigen, um ein bereits angelaufenes Projekt voranzubringen.

Wenn man im 3. Feld über einen sozialen Konsens – im vorliegenden Fall über Zopp – zu einer präskriptiven Einigung gekommen ist, geht es nur noch darum, die technischen Aspekte der anvisierten Kooperation im Einzelnen durchzukalkulieren. Entsprechend der gewählten Visualisierung begibt man sich zu diesem Zweck nach oben in das 4. *Feld*. Auf der Grundlage der getroffenen Entscheidung wird hier die geplante Kooperation gesteuert und kontrolliert. Die Tätigkeit, die auf dem zweiten Foto mit dem Notebook in der Mitte zu sehen ist, wäre nach dieser Einteilung im 4. Feld anzusiedeln. Die Figuren dieser Szene wissen bereits, was sie wollen und wozu sie in der Lage

sind; sie müssen nur noch berechnen, wie sie das am günstigsten erreichen können.

Das Vierfelderschema bzw. die soweit vorgetragene, an Douglas und Wildavsky angelehnte Argumentation operiert mit der Unterscheidung von Wissen (in den beiden Spalten) und Konsens (in den beiden Zeilen). Diese Unterscheidung entspricht jener zwischen Fakten und Werten bzw. jener zwischen dem Wahren und dem Guten. Abstrakter gesprochen geht es hier um die Leitdifferenz zwischen einem *denotativen Sprachspiel* und einem *evaluativen bzw. präskriptiven Sprachspiel*.¹⁴ Durch diese Unterscheidung wird das denotative Sprachspiel als außergesellschaftliches Geschehen aufgefasst, das nur insofern konsensuell verläuft (im 2. Feld), als es scheinbar allein in der Sache gründet und von daher für alle Gültigkeit beansprucht. In dieser Perspektive kommt die Gesellschaft und mit ihr das Problem der Verständigung über Ziele und Mittel als eine Frage der Werte erst im 3. Feld zum Zug, wenn es um die wertorientierte Anwendung eines aperspektivisch objektiven Wissens geht.

Nun lässt sich aber einwenden, dass Forschung – zumindest Forschung in unruhigen, heißen Bereichen, wo geltende Paradigmen zur Disposition stehen – in historischer Perspektive auf keine einheitliche, zunehmend verbindliche Version von Wirklichkeit konvergiert. Vielmehr werden laufend miteinander konfligierende Wirklichkeitsversionen produziert. Die wachsende Anzahl der gefundenen Antworten reduziert nicht die Anzahl der offenen Fragen. Es gibt keine wissenschaftliche Expertise, die keine Gegengutachten nach sich ziehen würde. Damit verschiebt sich die Ausgangsfrage: «Wie beweist man die Objektivität einer Aussage?» zu der abgründigen Frage: «Wie beweist man den Beweis?».

Die Arbeit im 2. Feld und die Bewegung von dort in das 3. Feld sind aus dieser Warte betrachtet keine außergesellschaftlichen, rein sachbezogenen Tätigkeiten auf dem festen Boden sicheren Wissens über die Realität. Es sind vielmehr Tätigkeiten, die sich eben auf keine aperspektivische Objektivität berufen können, weil sie schon im 2. Feld unhintergebar immer schon mit Werten und Interpretationen verwoben sind, die vom gewählten Bezugsrahmen abhängen. Umgekehrt betrachtet kann das Problem der Uneinigkeit im Hinblick auf Ziele und Mittel im 3. Feld nicht auf rein «evaluative» und «präskriptive» Aspekte beschränkt werden. Vielmehr kann jeder Akteur entsprechend seiner Ziel- und Mittelvorstellungen andere «denotative»

¹⁴ Lyotard 1979/1993

Aussagen aus dem 2. Feld heranziehen, damit seine Zweck- und Mittelvorstellungen dadurch realistischer erscheinen.

Entsprechend meiner These ist die Visualisierung von Douglas und Wildavsky aber dennoch richtig. Allerdings in einem anderen Sinn, als die Autoren meinen. Das Vierfelderschema kann nämlich als zutreffende Visualisierung der notwendigen Selbstbeschränkung und der legitimierenden Außendarstellung von Aushandlungsprozessen unter Bedingungen unaufhebbarer Heterogenität betrachtet werden. Der unlimitierte Rückfall ins 1. Feld würde einer Endlosschleife gleich kommen, in der die Akteure es nicht schaffen, sich – zumindest für eine Zeit lang – auf ein denotatives Ergebnis des 2. und auf ein evaluatives Ergebnis des 3. Feldes einzulassen. Ohne diese Festlegungen würde man freilich auch niemals im 4. Feld landen und könnte folglich zu keiner Kooperation gelangen. Neben dem Oktroi ist das einzige Mittel zur Vermeidung der Endlosschleife die *Inszenierung* der Selektion des gewählten Pfades als rein sachbezogene Angelegenheit, die in der Realität fundiert ist.

Die Unterstellung der einen Wirklichkeit mit ihrem Metacode hat neben der Funktion, Kooperation unter Bedingungen der Heterogenität zu ermöglichen, noch eine zweite und ebenso unverzichtbare Rolle. Die Figuren der Aushandlungszone handeln in der Regel nicht oder nicht ausschließlich im eigenen Namen. Sie sind vielmehr Stellvertreter kollektiver Akteure, denen gegenüber sie Rechenschaft schuldig sind. Damit sie diese Rechenschaft ablegen können, ohne die Verantwortung ungeschützt auf den eigenen Schultern zu tragen, müssen sie sich auf allgemein anerkannte Verfahren berufen können. Diese Verfahren sind wiederum das Ergebnis ähnlicher Aushandlungsprozesse.

Im Licht der hier gewählten Perspektive ist die Annahme einer einzigen und erreichbaren Realität mit dem dazugehörigen Metacode zunächst eine politisch und juristisch unverzichtbare Notwendigkeit. Um Aushandlungsprozesse dem Einfluss willkürlicher Macht und der Beliebigkeit zu entziehen, bedarf es einer Verfassung, deren elementarstes Grundprinzip darin besteht, die Leitdifferenz zwischen denotativen und evaluativen Sprachspielen zu setzen. Ob die Annahme einer einzigen Realität darüber hinaus noch etwas anderes sein könnte, erweist sich aus dieser Warte als sekundäre Frage.

Damit nun aber diese Verfassung nicht selbst zum zentralen Instrument der Hegemonie wird, erweist es sich als politisch vernünftig, Appelle an *die eine Realität* lediglich als das hinzunehmen, was sie zunächst auch nur sind: vorläufige Übereinstimmungen, die unter Vorbehalt zu einem bestimmten

Zweck und innerhalb der Vorgaben eines besonderen Bezugsrahmens getroffen worden sind, um in heterogenen Aushandlungszonen kooperieren zu können. Die durch eine solche Annahme verursachte unüberwindliche Ungewissheit ist die beste Voraussetzung dafür, sich nach dem Verlassen der Aushandlungszone zurückzulehnen und die Bedingungen der getroffenen Entscheidung reflexiv wieder in Frage zu stellen.

Selbstreflexive Infragestellung bedeutet aber nichts anderes, als den eigenen Standpunkt so zu verschieben, dass man nicht mehr den Gegenstand der Aushandlung, sondern den eigenen Bezugsrahmen als externen Referenten fokussiert. Es kommt so zu einem nicht vermittelbaren Hin- und Her zwischen einem Metacode mit korrespondenztheoretischem Anspruch gegenüber dem verhandelten Gegenstand und einem Metacode mit korrespondenztheoretischem Anspruch gegenüber der soziokulturellen Rahmung der Verhandlung. Verglichen mit dem Anspruch, das Begründungsparadox objektiver Aussagen durch eine absolute Unterscheidung von Realität und Fiktion ein für alle mal lösen zu wollen, scheint der so gemeinte Code-Wechsel die vorsichtiger Alternative zu sein.

Dank für Anregungen und Hilfestellungen schulde ich Steffen Strohmenger, auch wenn er meine Position nicht in allen Punkt teilt.

Literatur

- Bloor, D.: Knowledge and social imagery, London 1976/1991
 Daston, L.: Wunder, Beweise, Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, Frankfurt a. M. 2001
 Douglas, M. / Wildavsky, A.: Risk and culture. An essay on the selection of technical and environmental dangers, Berkeley 1982
 Fish, S.: Doing what comes naturally: change, rhetoric, and the practice of theory in literary and legal studies, Durham / London 1989
 Galison, P.: Image and logic: a material culture of microphysics, Chicago 1997
 Geertz, C.: «From the native's point of view»: On the nature of anthropological understanding, in: Local knowledge. Further essays in interpretive anthropology, London 1983/1993, 55-70
 Gellner, E.: Descartes & Co. Von der Vernunft und ihren Feinden, Frankfurt a. M. 1992/1995
 Kramer, F.W. und Gertraud Marx: Zeitmarken. Die Feste von Dimodono, München 1993
 Luhmann, N.: Stenographie und Euryalistik, in: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologien, hrsg. von Gumbrecht, Hans Ulrich und K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt a. M. 1991, 58-82
 Lyotard, J-F.: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1979/1993

- Merton, R. K.: Zur Wissenssoziologie, in: Merton, Robert K.: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt a. M. 1945/1985, 217-257
- Porter, Th. M.: Objectivity as standardization: The rhetoric of impersonality, in: Measurement, statistics, and cost-benefit analysis. *Annals of Scholarship* 9 (1-2) 1992, 19-60.
- Porter, Th. M.: Trust in numbers. The pursuit of objectivity in science and public life, Princeton 1995
- Rottenburg, R. et al.: In search of a new bed. Economic representations and practices, in: Facts and figures. Economic practices and representations. *Jahrbuch Ökonomie und Gesellschaft* 16, hrsg. von Kalthoff, Herbert, Richard Rottenburg und Hans-Jürgen Wagener, Marburg 2000, 9-34
- Rottenburg, R.: Crossing gaps of indeterminacy. Some theoretical remarks, in: *Translationes: The possibility and impossibility of the art of translation*, hrsg. von Maranhao, Tullio und Bernhard Streck, Arizona 2002 (im Druck)
- Sachs, W.: Satellitenblick. Die Ikone vom blauen Planeten und ihre Folge für die Wissenschaft, in: *Technik ohne Grenzen*, hrsg. von Braun, Ingo und Bernhard Joerges. Frankfurt a. M. 1994, 305-346

Gabriele Cappai (Bayreuth)

Andere Kulturen, andere Wirklichkeiten. Der Weg ins Unbekannte und zurück

1. Einleitung

Das Phänomen der „multiplen Wirklichkeiten“ beschäftigt keinen anderen Forscher so sehr wie den Ethnologen. Naturgemäß, muss man gleich hinzufügen, denn kaum ein anderer steht wie dieser vor der Herausforderung, sich in unterschiedlichen Wirklichkeiten heimisch zu betrachten. Genau besehen, entspricht die ethnologische Arbeit einer doppelten Aufgabe: Man muss erstens die symbolische und semantische Struktur der fremden Wirklichkeit erschließen und man muss dann zweitens das Erschlossene adäquat übersetzen, damit es auch den Mitgliedern anderer Gesellschaften zugänglich wird. Die folgenden Ausführungen beabsichtigen, diese doppelte Aufgabe genauer zu analysieren, indem sie den Begriff der Übersetzung als Leitfaden der Diskussion verwenden.

Bei der Übersetzung handelt es sich eigentlich um einen Begriff, der noch vor wenigen Jahren in der Selbstreflexion des Faches eine randständige Rolle spielte. Nur wenige Anthropologen haben das Thema der kulturellen Übersetzung ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt und noch weniger haben die epistemologischen Implikationen dieses Vorgehens genau reflektiert. Diese Situation scheint sich nun schnell zu ändern, denn, schaut man auf einige Publikationen neueren Datums, so ist evident, dass sich dieses Thema zunehmender Aufmerksamkeit erfreut.¹ Dies gilt allerdings nicht allein für die Ethnologie (Cappai 2000; 2002).

Die Frage lässt sich hier kaum unterdrücken, ob es sich dabei um einer jenen Modeerscheinungen handelt, die gelegentlich eine wissenschaftliche Disziplin ergreifen und diese dann eine Zeit lang in der Form von Tagungen, Publikationen und Uni-Seminaren beherrschen, oder ob die Beschäftigung mit diesem Thema einem echten wissenschaftlichen Verlangen entspricht. Ich

¹ Nach Talal Asad wurde der Ausdruck „Übersetzen zwischen Kulturen“ seit den fünfziger Jahren in zunehmendem Maße zu einer geradezu abgedroschenen Beschreibung der spezifischen Aufgabe der Sozialanthropologen (Asad 1993, S. 300). Diese Tradition scheint heute eine Renaissance zu erfahren: Asad 1986; Aoki 1992, S. 49-68; Shimada 1998, S. 138-165; Bachmann-Medik 1997

TREFFPUNKT PHILOSOPHIE

Herausgegeben von Matthias Kaufmann

Band 3



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Matthias Kaufmann (Hrsg.)

Wahn und Wirklichkeit – Multiple Realitäten

Der Streit um ein Fundament
der Erkenntnis



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Titelbild nach einem Entwurf von
Dagmar Kaufmann

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISSN 1619-585X
ISBN 3-631-50827-1

© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2003
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 3 4 6 7

www.peterlang.de

Inhalt

Einleitung

Matthias Kaufmann, Halle/Saale
Der Prestigeverlust der Wirklichkeit.....9

A Wahnbegriff und Wahnanalyse

Hans-Jürgen Luderer, Weinsberg
Zur Geschichte des Wahnbegriffs in der Psychiatrie.....35

Hinderk M. Emrich, Hannover
Zur philosophischen Psychologie des Wahns.....49

Francesco Saverio Trincia, Rom
Das Problem eines multiplen Geistes. Beobachtungen zu Freud.....63

Lukas K. Sosoe, Luxembourg
Foucaults Wahnanalyse aus systemtheoretischer Sicht.....83

B Die Welt und die Wirklichkeiten

Klaus Treuheit, Erlangen
Musik als gehörte Wirklichkeit.....93

Martin Endress, Tübingen
Die Einheit multipler Sinnordnungen in der sozialen Wirklichkeit.....99

Uwe Wolfradt, Halle/Saale
Depersonalisation und Derealisation als Störungen des Wirklichkeitserlebens
.....119

Walter Zitterbarth, Marburg
Rahmen und Regeln. Wirklichkeit als Kontextphänomen bei Goffman und
Wittgenstein.....139

Richard Rottenburg, Frankfurt/Oder

Code-Wechsel. Ein Versuch zur Umgehung der Frage: Gibt es eine oder viele Wirklichkeiten?.....153

C Die Wirklichkeit als Reflex der Lebensweise

Gabriele Cappai, Bayreuth

Andere Kulturen - andere Wirklichkeiten. Der Weg ins Unbekannte und zurück.....175

Ute Schönpflug, Halle/Saale

Ist Realität kulturabhängig? Eine entwicklungspsychologische Analyse.....197

Alfred Springer, Wien

Die Wirklichkeit des Geschlechts.....211

Felix Tretter, München

Rausch und Wirklichkeit.....227

D „The clash of realities”

Jan C. Joerden, Frankfurt/Oder

Vom Sirius zum Katzenkönig. Vom rechtlichen Umgang mit anderen Realitäten.....255

Thomas Göller, Karlsruhe

Sind Kulturen und kulturelle Realitätssichten inkommensurabel?.....269

Erdmuthe Fikentscher / Tom Alexander Konzag, Halle/Saale

Wahn - ein reduktiv absolutes Wahrnehmungsmodell multipler Realitäten? Kritische Reflexionen zur subjektiven Wirklichkeit im makrosozialen Strukturwandel in Deutschland aus psychotherapeutischer Sicht.....285

Christoph Mundt, Heidelberg

Gelebte Gegenwelt – Erleiden und Gestalten im Wahn.....295

Joachim Renzikowski, Halle/Saale

Wahnkausalität und Wahndelikt. Zur Strafbarkeit des untauglichen Versuchs.....309

E Wahn und Welt als Kulturprodukte

Shingo Shimada, Halle/Saale

Multiple Wirklichkeiten? Überlegungen aus kulturvergleichender Perspektive.....323

Alexander Aichele, Halle/Saale

Die Wirklichkeit des Wahnes. Nietzsches Begriff von „Welt“.....333

Autorenverzeichnis.....347

Personenregister.....351